

JERUSALEM



Foto: K.-H. Langhans

Gemeindebrief Nr. 4/2021

September – November 2021

Inhaltsverzeichnis

Editorial	Seite	1
Hans-Christoph Goßmann, Predigt über Lukas 15, 1-10	Seite	2
Michael Arretz, 110 Jahren Jerusalem in Hamburg-Eimsbüttel	Seite	5
Germaine Paetau, 110 Jahre erster Spatenstich für den Bau unserer Kirche	Seite	6
Aus dem Leben der Jerusalem-Gemeinde: die ersten beiden Treffen zum Kirchenkaffee nach dem Lockdown	Seite	8
Gedanken zu Monatssprüchen:		
- Dorothea Pape, Haggai 1, 6 (September)	Seite	9
- Onno Hofmann, Hebräer 10, 24 (Oktober)	Seite	11
- Oliver Haupt, 2. Thessalonicher 3, 5 (November)	Seite	13
Hilde Jüngling, Antisemitismus heute. Lesung und Diskussion mit Tuvia Tenenbom am 3. Juli 2021. Ein Bericht	Seite	15
Aus dem Programm der Jerusalem-Akademie	Seite	17
Veranstaltungskalender	Seite	20

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN - DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC - HASPDEHHXXX

Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Konto des Fördervereins Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.:

Haspa: IBAN - DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC - HASPDEHHXXX

Unsere Internet-Seiten finden Sie unter: Jerusalem-Kirche = www.jerusalem-kirche.de

Bestellungen und andere Anfragen richten Sie bitte an die Jerusalem-Gemeinde

Sekretariat: Frau Birthe Henkel, Schäferkampsallee 36, 20357 Hamburg, Öffnungszeiten:

Di. und Do. von 9.00 bis 12.00 Uhr und Mi. von 14.30 bis 17.30 Uhr, Telefon: 040/202 28 136, Fax: 040/202 28 138, E-Mail: buero@jerusalem-kirche.de

Pastor: Dr. Hans-Christoph Goßmann, E-Mail: jerusalem-pastor@gmx.de

Impressum:

Herausgeber ist die ev.-luth. Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg. Auflage: 600 Stück

Redaktion: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Druck: H.-D. Dietrich Druckerei, Beeksfelde 18, 25482 Appen/Pi. Für namentlich gekennzeichnete Artikel zeichnen die Autoren verantwortlich.

Der Brief erscheint viermal im Jahr und wird auf Spendenbasis an Mitglieder und Freunde der Gemeinde verschickt. **Redaktionsschluss** für den Jerusalem-Brief 1-2022 ist der 1. November 2021.

Editorial



Liebe Leserin,
lieber Leser,

am Beginn dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes steht eine Predigt über Lukas 15, 1-10 – zehn Verse, in denen es um den Umgang mit Menschen

geht, die Schuld auf sich geladen haben.

Am 8. August, dem diesjährigen Zehnten Sonntag nach Trinitatis, feierten wir den Baubeginn unserer Jerusalem-Kirche vor 110 Jahren. Unser Kirchengemeinderatsvorsitzender Dr. Michael Arretz blickt anlässlich dieses Jubiläums auf die Geschichte unserer Kirche zurück und Germaine Paetau, ebenfalls Mitglied unseres Kirchengemeinderates, berichtet über die Feier dieses Jubiläums.

Wir konnten uns nach langer Zeit wieder zum Kirchenkaffee im Anschluss an den Gottesdienst treffen – unter freiem Himmel bei bestem Wetter. Drei Fotos geben die Stimmung dieser ersten beiden Treffen zum Kirchenkaffee nach Ende des Lock-downs wieder.

Daran schließen sich Gedanken zu den Monatssprüchen für die Monate September bis November an: für September („Ihr sät viel und bringt wenig ein; ihr esst und werdet doch nicht satt; ihr trinkt und bleibt doch durstig; ihr kleidet euch, und keinem wird warm; und wer Geld verdient, der legt's in einen löchrigen Beutel.“ [Haggai 1, 6]) von Dorothea Pape, für Oktober („Lasst uns aufeinander achthaben und einander anspornen zur Liebe und zu guten Werken.“ [Hebräer 10, 24]) von Onno Hofmann und für November („Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe

Gottes und auf das Warten auf Christus.“ [2. Thessalonicher 3, 5]) von Oliver Haupt.

Im Rahmen des Programms der Jerusalem-Akademie fand am Sonnabend, den 3. Juli, eine Lesung und Diskussion mit Tuvia Tenenbom zum Thema „Antisemitismus heute“ statt. In dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes können Sie einen Bericht über diese Veranstaltung von Pastorin i.R. Hilde Jüngling aus Rostock lesen.

Daran schließt sich ein Hinweis auf einige Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie an: das Konzert ‚Haschiwenu: Bringe uns zurück. Eine Reise zu den Traditionen des Chorgesangs in den deutschen Synagogen‘ am 13. September und die jeweils einmal pro Monat stattfindenden Lektürekreise: den Martin Buber-Lektürekreis sowie den Reinhard von Kirchbach-Lektürekreis.

Wann die nächsten Gottesdienste und Bibelstunden stattfinden werden, können Sie dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes natürlich wie gewohnt auch entnehmen.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen Ihr

Hans-Christoph Goßmann

* * *

Predigt über Lukas 15, 1-10
von Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

Liebe Jerusalem-Gemeinde, der heutige Sonntag hat etwas Besonderes. Denn heute werden wir nicht nur eine Predigt hören, sondern zwei Predigten. Nicht etwa, weil ich heute zwei Predigten zu halten gedenke. Nein, das habe ich nicht vor. Sondern weil der Predigttext für den heutigen dritten Sonntag nach Trinitatis zwei Predigten enthält. Denn er enthält zwei Gleichnisse und somit Predigten Jesu. Denn das Reden in Gleichnissen ist eine Art des Predigens. Eine Aussage wird in Form eines Gleichnisses entfaltet. Nun ist es so, dass Gleichnisse zuweilen mehrdeutig sind. Nicht jede und jeder versteht sofort, worum es im Kern geht, mit anderen Worten: was die Aussage ist, die durch das Gleichnis zu Gehör gebracht wird. Denn jedes Gleichnis enthält verschiedene Elemente und kann deshalb auf unterschiedliche Art und Weise verstanden werden. Den intendierten Sinn eines Gleichnisses nicht auf Anhieb zu verstehen, ist somit nichts Ehrenrühiges. Wer Gleichnisse Jesu nicht sofort versteht, befindet sich in bester Gesellschaft. Auch die Jünger Jesu haben die Gleichnisse ihres Meisters oft nicht verstanden und ihn deshalb gefragt, was er denn damit sagen wollte.

Am heutigen Sonntag haben wir es da ungleich leichter. Denn in den beiden Gleichnissen Jesu geht es um ein und dieselbe Aussage, die er durch sie darlegt. Beide Gleichnisse sind in dieselbe Rahmenszene eingebettet. Die wird in den ersten beiden Versen unseres heutigen Predigttextes dargestellt. In der Lutherübersetzung haben diese Verse folgenden Wortlaut:

Es nahten sich ihm aber alle Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Und die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten und

sprachen: Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.

Lukas 15, 1f.

Pharisäer und Schriftgelehrte werden hier genannt. Pharisäern war es wichtig, ihren Alltag so zu gestalten, dass er dem Willen Gottes entspricht, mit anderen Worten: auch ihren Alltag zu heiligen. Schriftgelehrte waren Tora-kundige Lehrer. In der kurzen Eingangsszene unseres heutigen Predigttextes werden sie negativ charakterisiert. Denn durch das Verb „murren“ wird auf das Murren des Volkes Israel auf seiner Wüstenwanderung angespielt. Heißt das nun, dass die Pharisäer im Lukasevangelium durchweg negativ dargestellt werden? Keineswegs! Mehrfach wird in diesem Evangelium davon berichtet, dass sie ihn zum Essen einladen und er ihrer Einladung folgt. Und im 13. Kapitel des Lukasevangeliums ist zu lesen, dass Pharisäer Jesus warnen, dass Herodes Antipas ihn umbringen möchte. In der Anfangsszene unseres heutigen Predigttextes aus dem Lukasevangelium geht es also nicht darum, Pharisäer als solche abzuqualifizieren, sondern darum, ein bestimmtes Verhalten von ihnen zu kritisieren: ihr Murren angesichts der Tischgemeinschaft mit Zöllnern und Sündern. Dieses Murren ist durchaus nachzuvollziehen, denn es scheint sich mit dem Anliegen der Heiligung des Alltags in der Tat nicht in Einklang bringen zu lassen. Dieses Verhalten Jesu ist erklärungsbedürftig. Und Jesus erklärt es. Nicht nur in einem Gleichnis, sondern gleich in zwei. Ihm war es also wirklich wichtig, dass seine Zuhörer verstehen, warum er sich so und nicht anders verhält.

Das erste Gleichnis werden wir wohl alle kennen. In der Lutherbibel trägt es die Überschrift: „Vom verlorenen Schaf“. Ich lese es vor:

Er sagte aber zu ihnen dies Gleichnis und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der

hundert Schafe hat und, wenn er eines von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und geht dem verlorenen nach, bis er's findet? Und wenn er's gefunden hat, so legt er sich's auf die Schultern voller Freude. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Lukas 15, 3-7

Dieses Gleichnis hat seinen Ort in der agrarisch geprägten Welt, in der es zum Alltag der Hirten gehört, verloren gegangene Schafe zu suchen. Schafe, die noch laufen können, kehren von allein zur Herde zurück. Wenn ein Schaf nicht mehr zur Herde zurückkommt, muss der Hirte davon ausgehen, dass es sich in einer Notlage befindet. Oft hat es sich verletzt. Dass der Hirte sich das wiedergefundene Schaf auf den Schultern legt, um es zu tragen, ist dann notwendig, wenn das verletzte Schaf nicht mehr selbst laufen kann.

Dieses Gleichnis weckt Assoziationen auf einen biblischen Text: die Hirtenrede im 34. Kapitel des Ezechiel-Buches, in dem Gott den Mitgliedern seines Volkes Israel die Verheißung zuspricht: „Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte zurückbringen und das Verwundete verbinden und das Schwache stärken“ (Vers 16a).

Ich komme zum zweiten Gleichnis. Auch das werden wir wohl alle kennen; in der Lutherbibel ist es mit der Überschrift versehen worden: „Vom verlorenen Groschen“. Ich lese auch dieses Gleichnis, den letzten Teil unseres heutigen Predigttextes, vor:

Oder welche Frau, die zehn Silbergroschen hat und einen davon verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie ihn findet? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freut euch

mit mir; denn ich habe meinen Silbergroschen gefunden, den ich verloren hatte. So, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Lukas 15, 8-10

Im Gegensatz zum ersten Gleichnis hat dieses zweite seinen Ort nicht in einer agrarisch geprägten, sondern in einer städtisch geprägten Welt. Es handelt von einer Frau, die einen Silbergroschen, also eine Drachme, verloren hat und diese nun sucht. Ob eine Drachme einen eher hohen oder einen eher niedrigen Wert hatte, wissen wir nicht, denn in der Antike war der Wert der Drachme starken Schwankungen ausgesetzt. Aber das ist letztlich auch nicht die Frage. Denn für das Verständnis dieses Gleichnisses ist entscheidend, wie hoch der Wert einer Drachme für die Frau war, von der in diesem Gleichnis die Rede ist. Es geht um die Frage des Wertes der Drachme im Verhältnis zu ihrem sonstigen Vermögen. Und das wird im Gleichnis genau angegeben: Die Frau besaß zehn Drachmen. Der Verlust einer Drachme war also der Verlust von 10% ihres gesamten Vermögens. Gehörte diese Frau also zu dem ärmeren Teil der Bevölkerung? Das ist nicht unwahrscheinlich, zumal in diesem Gleichnis noch etwas anderes darauf hindeutet: Das Haus, das die Frau bewohnte, hatte keine Fenster. Deshalb musste sie ein Licht anzünden, um die verlorene Drachme zu suchen.

Die beiden Gleichnisse Jesu haben Gemeinsamkeiten. Die erste Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie beide mit einer rhetorischen Frage beginnen, das erste mit der Frage: „Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und, wenn er eines von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und geht dem verlorenen nach, bis er's findet?“ (Vers 4) und das zweite mit der Frage: „Oder welche Frau, die zehn Silbergroschen hat und einen davon verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und sucht mit Fleiß, bis sie ihn findet?“ (Vers 8). Die zweite Gemeinsamkeit besteht darin, dass in beiden Gleichnissen die handelnden Personen

etwas verloren haben und so lange suchen, bis sie es finden. Ich komme zur dritten Gemeinsamkeit: In beiden Fällen sind die genannten Zahlen von Bedeutung: Zehn wie auch Hundert stehen symbolisch für Ganzheit. Diese Ganzheit ist durch den Verlust nicht mehr gegeben. Im zweiten Gleichnis begegnet gegenüber dem ersten eine Steigerung: Ging im ersten 1% der Ganzheit verloren – ein Schaf von hundert – so im zweiten Gleichnis 10% der Ganzheit – eine Drachme von zehn. In beiden Fällen wird die Ganzheit dadurch wiederhergestellt, dass das Verlorene wiedergefunden wird. Die vierte und letzte Gemeinsamkeit besteht in der Deutung, in die jedes der beiden Gleichnisse einmündet und die mit den Worten „Ich sage euch“ bzw. „So, sage ich euch“ eingeleitet wird. Die Deutung des ersten Gleichnisses lautet: „Ich sage euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“ (Vers 7) und die des zweiten: „So, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut“ (Vers 10). Diese letzte Gemeinsamkeit ist die entscheidende. In beiden Sätzen ist von der Freude im himmlischen Bereich die Rede, von der „Freude im Himmel“ bzw. der „Freude vor den Engeln Gottes“. Diese Freude stellt Jesus seinen Zuhörern vor Augen; an ihr sollen sie sich orientieren – gerade, wenn es ihnen wichtig ist, ihre Lebensgestaltung am Willen Gottes auszurichten. Seine beiden Gleichnisse zielen ab auf die Freude über Menschen, die sich versündigt hatten, jetzt aber auf dem Weg der Umkehr, der Buße sind. Diese werden aufgrund ihrer Bereitschaft, ihre Sünde zu erkennen und sich von ihr zu lösen, sogar höher geachtet als diejenigen, die keine Sünde auf sich geladen haben. Diese hohe Wertschätzung

der bußbereiten Sünder hat auch in der rabbinischen Literatur ihren Niederschlag gefunden: Im Traktat Berakhot 43b des Babylonischen Talmuds heißt es mit Bezug auf Jesaja 57, 19: „R. Abahu sagte, wo die Bußfertigen stehen, vermögen auch die vollkommenen Gerechten nicht zu stehen, denn es heißt: Friede, Friede dem Fernen und dem Nahen, zuerst dem Fernen, nachher dem Nahen.“

Wie hören wir diese Predigt Jesu, genauer gesagt: diese beiden Predigten? Als eindringlich Aufforderung, nicht auf andere herabzublicken, die Schuld auf sich geladen haben? Damit würden wir das Anliegen Jesu sicher nicht missverstehen, gibt es doch keinen, aber auch wirklich gar keinen Grund, sich über andere zu erheben, die schuldig geworden sind. Diejenigen, die das noch nicht verstanden haben, fordert Jesus auf, den ersten Stein zu werfen, sofern sie ohne Sünde sind (Joh 8,7b). Wir kennen die Geschichte alle; niemand hat einen Stein geworfen, denn alle waren sich bewusst, dass auch sie keineswegs frei von Sünde sind. Und diese Einsicht ebnet den Weg zu einer weiteren Möglichkeit, die Worte Jesu in unserem heutigen Predigttext zu verstehen: als Zuspruch an uns, die wir in unserem Leben immer wieder schuldig werden, dass uns der Weg zur Umkehr, zur Buße, offensteht – auch dann noch, wenn andere oder womöglich gar wir selbst bereits den Stab über uns gebrochen und uns aufgegeben haben. Und mehr noch: dass diese Umkehr große Freude im Himmel auslöst – und auch bei denen hier auf Erden, die verstanden haben, was Jesus mit diesen beiden Gleichnissen sagt.

Und das ist eine gute Nachricht, wie sie besser gar nicht sein könnte – um es mit einem eingedeutschten Fremdwort auszudrücken: Das ist Evangelium pur.

Amen.

110 Jahre Jerusalem in Hamburg-Eimsbüttel

von Dr. Michael Arretz

Am 8. August 1911 wurde an der Ecke Moorkamp/Schäferkampsallee der Spatenstich und die Grundsteinlegung für die Jerusalem Kirche vollzogen. Wie war es dazu gekommen? Wer war daran beteiligt? Die Jerusalem-Gemeinde hatte seit 1862 eine eigene Kirche in der Königstraße, heute Poststraße. Mit dem sich entwickelten Gemeindeleben und den Anfängen der Diakonie Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Idee geboren, alle Aktivitäten der Gemeinde an einem Ort zu bündeln. Die Suche zog sich hin und so veranstaltete man im Jahr 1910 einen Architekturwettbewerb. Aus diesem ging der Architekt der Rathausfassade und der Hauptverwaltung der HHLA als Sieger hervor: Johannes Grotjan. Alles Wichtige zu diesem Architekten und auch zum Bau des Jerusalem-Ensembles mit Krankenhaus, Kirche, Gemeinde- und Diakonissenhaus hat Frau Dr. Renate Heidner in ihrer Dissertation zusammengestellt (<https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/5378>). Nun hatte die Gemeinde nicht nur eine Idee, sondern auch einen renommierten Architekten gewonnen. Dieser stellte am 11. Mai 1911 die Pläne für das Projekt „Jerusalem-Kirche und Gemeindesäle“ fertig. Auf Basis dieser Pläne gab die Hamburger Bürgerschaft am 12. Juni 1911 grünes Licht für die Bebauung. Noch fehlte das Geld, wie Pastor Arnold Frank in einem Schreiben im Juli 1911 anmerkte, um den Bau auch auszuführen. Es ist anzunehmen, dass in diesem Moment der Hamburger Kaufmann Hermann Fölsch aktiv wurde und sich mit einer erheblichen Summe an den Baukosten von 160.000 Mark beteiligte. Nach diesem Sprint in vier Etappen wurde



am Dienstag, den 8. August 1911, bei sonnigem Wetter zur Tat geschritten und der Grundstein für den Kirchenbau gelegt, wie man an dem Hammer in der rechten Hand von Pastor Arnold Frank erkennen kann. Mit der Eröffnung der Kirche im April 1912 und der Fertigstellung des Krankenhauses in 1913 ging es dann rasch aufwärts und die 20er Jahre waren eine wirkliche Hochzeit für das Engagement von Gemeinde und Werk. Während der Naziherrschaft war die Jerusalem-Gemeinde oft genug Rettungsort für jüdische Mitbürger, denn in vielen Fällen konnte die Flucht ermöglicht werden. Aber 1939 war damit Schluss, nachdem die Pastoren Moser und Frank selber in Haft kamen, das Land verlassen mussten und die Kirche am 24. Juni 1939 geschlossen wurde. Alliierte Bomben beschädigten Kirche und Gemeindehaus in der Nacht 26. / 27. Juli 1942, also ein Jahr vor der Aktion Gomorrha, sehr schwer. Nach dem Krieg war ein Neubeginn für die Jerusalem-Gemeinde notwendig. Eine Abkehr von der Judenmission und hin zum christlich-jüdischen Dialog, den Pastor Weber als Mitglied des evangelischen Ausschusses für den Dienst an Israel leitete, steht für diese Veränderung des theologischen Profils. Und baulich waren erhebliche Veränderungen notwendig. Die Kirche bekam ein Satteldach und das Gemeindehaus ein Flachdach. Dazu wurde der Durchgang zwischen Gemeindesaal und Kirche zugemauert – es sparte Kosten und musste schnell gehen. Denn am 26. Juni 1953 wurde die Kirche eröffnet und das Gemeindeleben nahm seinen Lauf. Die nächste Veränderung erfolgte zum 1. Januar 1962: Die Jerusalem-Gemeinde wurde

in die Hamburger Kirche aufgenommen, womit gleichzeitig die Zugehörigkeit zur Irisch-Presbyterianischen Kirche endete. In 1963 wurde dann der Weiterbau des Gemeindehauses beendet, indem im Dachstuhl eine Wohnung gebaut und dafür der Treppenaufgang beim Kirchenbüro verlängert wurde. Neben all diesen baulichen Veränderungen kam es auch zu Veränderungen im theologischen Profil. Hatte sich der Nachfolger von Pastor Weber, Gerhard Pawlitzki, sehr um den Ausbau des Diakoniewerks verdient gemacht, stellte Pastor Dr. Siegfried Bergler den christlich-jüdischen Dialog auf eine ganz neue Ebene mit vielen Vorträgen, einer Kooperation mit der Hauptkirche St. Katharinen und Reisen an verschiedenen Orte. Vielen werden die Reisen nach Israel und später nach Bad Ems in lebhafter Erinnerung sein. Dieses Engagement setzte Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann nicht nur fort, sondern durch die Gründung der „Jerusalem-Akademie“ schärft er bis heute und auch in Zeiten der Corona-Pandemie das theologische Profil der Jerusalem-Gemeinde. Aber Jerusalem in Hamburg-Eimsbüttel hat sich noch mehr ge-



wandelt und unterscheidet sich damit von anderen Gemeinden in Hamburg. Im Jahr 1995 wurde die Immanuel-Gemeinschaft bei uns heimisch und bereichert seitdem das geistliche Leben am Standort. Im Jahr 2012 kamen schließlich die Jesusfreunde nach Jerusalem in Hamburg. Und so sind wir nun drei Gemeinden unter einem Dach und stellen uns gemeinsam den Aufgaben der Gegenwart, aber vor allem der Zukunft. In Jerusalem in Hamburg wird es lebendiger werden. Das Corona-Testzentrum im Foyer für drei Monate mit um die 100 Besuchern täglich, von denen auch immer wieder einige nach dem Testen in die Kirche wollen, ist da ein gutes Beispiel. Wir als Kirchengemeinde waren dadurch nicht nur am Sonntag mit unseren Gottesdiensten offen, sondern für die Menschen der Nachbarschaft für 12 Stunden an 7 Tagen in der Woche. Bei allem Bewahren der Vergangenheit muss es uns gelingen, die Gegenwart so und ähnlich zu gestalten, damit wir die Zukunft ermöglichen und sich in 50 und 110 Jahren Menschen weiterhin über Jerusalem in Hamburg freuen können.

110 Jahre erster Spatenstich für den Bau unserer Kirche von Germaine Paetau

Endlich wieder ein Fest in Jerusalem!
Nach dem zum zweiten Mal abgesagten Sommerfest, dem ebenfalls zweimaligen Fehlen des Osterbrunches und etlichen nicht stattgefunden habender Musik- und anderer Veranstaltungen dürfen wir endlich wieder feiern in unserer schönen Kirche und um sie herum, zwar mit Abstand und Maske, aber das sind wir ja mittlerweile gewöhnt.

Was ist der Anlass?
Dr. Arretz hatte uns in der vergangenen Ausgabe unseres Gemeindebriefes bereits darauf hingewiesen: „Baubeginn der Jerusalem-Kirche vor 110 Jahren ... Nunmehr jährt sich zum 110. Male der Spatenstich mit Grundsteinlegung für unsere Kirche. Am 8. August 1911 war der feierliche Akt und dies ist Grund genug für uns, dies zu feiern.“

Und wie bei christlichen Festen üblich beginnen wir mit einem festlichen Gottesdienst, an dem alle drei Gemeinden beteiligt sind. Uta-Katharina George bespielt die Orgel und dirigiert den Eimsbütteler Frauenchor in der Jerusalem-Kirche, Pastor Dr. Hans-Christoph



Goßmann und Pastoralreferent Oliver Haupt predigen. Letzterer begleitet auch viele Gemeindelieder am Klavier. Die Lesung hält ein Mitglied der Immanuel-Gemeinschaft. Um die Technik kümmert sich Georg Mühlthaler von den Jesusfriends, und last but not least sorgen unsere Küster Uta Hensel und Rüdiger Sollfrank dafür, dass alles, was benötigt wird für einen gelungenen Gottesdienst und die anschließende Feier im Großen Saal, mit Sicherheit an seinem vorbestimmten Platz anzufinden ist.

Pastor Goßmann erklärt uns in einem ersten Predigtimpuls, dass der heutige 10. Sonntag nach Trinitatis für unsere Kirche von besonderer Bedeutung ist, weil an ihm der so genannte „Israel-Sonntag“ begangen wird, an dem vor allem des christlich-jüdischen Dialogs gedacht wird. So ist der erste Spatenstich vor 110 Jahren nicht zufällig in die Nähe dieses Tages gelegt worden. Durch den Bau ist ein Gebäude entstanden, in dem Gemeinschaft von Christinnen und Christen mit Jüdinnen und Juden konkret wurde. Es stellt sich die Frage, ob Gott uns in unserer Kirche näher ist als an anderen Orten, letztlich die Frage, wo Gott wohnt. Diesem Thema widmet sich dieser erste Predigtimpuls und Pastor Goßmann endet, indem er uns verdeutlicht, dass Gott nicht in unserer Kirche „wohnt“, so wenig wie er im Jerusalemer Tempel gewohnt hat. „Aber er wohnt in



der Mitte unserer Gemeinde, wenn wir zusammenkommen, um gemeinsam Gottesdienst zu feiern.“ Kurz formuliert: „Gott braucht unsere Kirche nicht, aber er kann sie gut gebrauchen.“

Der zweite Predigtimpuls von Pastoralreferent Haupt knüpft daran an

und weist auf die Form hin, in der wir Gottesdienst feiern. Prediger erscheinen im Talar, Musik ertönt häufig von der Orgel, z.T. sehr altes Liedgut aus dem Kirchengesangbuch wird gesungen und in den Lesungen taucht sehr häufig eine alte, manchem vielleicht eigenartig erscheinende Sprache auf. Alles dieses dient der besonderen und festlichen Begegnung mit Gott. Nach der Segnung begibt sich die Festgemeinschaft in den Großen Saal, in dem mit großem Abstand an Tischen Platz genommen wird und bei alkoholfreien Getränken und einem kleinen Imbiss den Festvorträgen gelauscht wird.

Unser KGR-Vorsitzender Dr. Michael Arretz fasst zusammen, wie es zur Grundsteinlegung kam. Die Gemeinde ist ja eine Gründung der Irisch-Presbyterianischen Kirche, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Pastor nach Hamburg entsandte mit dem Auftrag, auswanderungswilligen, Not leidenden Juden materiell und geistlich zu helfen.

Die heutige Jerusalem-Kirche wurde 1911/12 gebaut zusammen mit dem Diakonissenhaus und dem evangelischen Krankenhaus. Dieser Ort wurde in der Folgezeit ein Sammelpunkt für zum Christentum konvertierte Juden.

Im Laufe des Jahrhunderts wurden viele bauliche Veränderungen vorgenommen, aber am Schwerpunkt des jüdisch-christlichen Dialogs wurde festgehalten, so dass Pastor Goßmann

2009 die Jerusalem-Akademie Hamburg hier gründen konnte.

Im Jahre 2011 zog die Immanuel-Gemeinschaft und 2012 die Gemeinde der Jesusfriends bei uns ein, so dass wir also seitdem „drei Gemeinden unter einem Dach“ sind, die miteinander kooperieren. Pastor Reinhard Brunner weist darauf hin, dass für uns gilt: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“ (Römerbrief, Kapitel 11, Vers 18b). So kam die ursprüngliche Inspiration für das Wirken an diesem Ort aus Irland. Aus diesem Senfkorn ist etwas Großes geworden und

dieses Wachstum soll weitergehen. Diese Kirche soll weiterhin ein Begegnungsort mit Gott und anderen Menschen sein. Daran werden wir arbeiten, indem wir Nachbarn und Organisationen zu uns einladen. So halten hier z.B. das LI (Landesinstitut für Lehrerbildung) und eine Hochschule Seminare ab, das Blaue Kreuz, diverse Chöre und die Gruppe „Heilen und Spiritualität“ sind hier zu Hause und z.Zt. auch ein Corona-Testzentrum, alles dem Dienst am Nächsten entsprechend.

* * *

Aus dem Leben der Jerusalem-Gemeinde: die ersten beiden Treffen zum Kirchenkaffee nach dem Lockdown



Gedanken zum Monatsspruch im September 2021

„Ihr sät viel und bringt wenig ein; ihr esst und werdet doch nicht satt; ihr trinkt und bleibt doch durstig; ihr kleidet euch, und keinem wird warm; und wer Geld verdient, der legt's in einen löchrigen Beutel.“ (Haggai 1, 6)

von Dorothea Pape

Liebe Leserinnen und Leser, als Kontrast zur o.g. Lutherübersetzung von 2017 schreibe ich Ihnen auch die aus der Bibel in gerechter Sprache 2007 auf: Ihr habt viel gesät, aber wenig eingebracht; ihr esst, aber es gibt keine Sättigung; ihr trinkt, aber es gibt keinen gelöschten Durst; ihr kleidet euch, aber niemandem wird warm. Wenn ihr für Lohn arbeitet, arbeitet ihr für einen löchrigen Beutel.

In verschiedenen Bildern hören wir, wie alltägliche Handlungen, die eigentlich eine Not wenden oder Erfolg versprechen, Nachhaltigkeit mit sich bringen sollen, kaum etwas oder gar nichts einbringen. Selbst wenn genau das Richtige getan wird, z.B. etwas angezogen wird gegen die Kälte – wird niemandem warm. Wie kann das sein?

Haggai ist einer der zwölf kleinen Propheten im hebräischen Teil der Bibel. Sein ganzes Augenmerk liegt in seinem prophetischen Werk auf der Wiederherstellung des kultischen Raumes, dem Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels und damit auf der Neuinstallation der jüdischen Religion. Nach dem Babylonischen Exil, das der Perserkönig Kyros beendet hatte und das den Israeliten die Befreiung und die Rückkehr nach Jerusalem ermöglichte, beginnt nun der „Aufbau des neuen Lebens“ in der alten Heimat. Die Menschen stecken ihre Kraft fast ausschließlich in den Aufbau ihrer eigenen Häuser und in die Wiederbelebung ihrer Geschäfte. Sie bebauen das Land und essen und trinken wieder – wie in der Zeit vor der Katastrophe. Den Auf-



bau des Tempels aber lassen sie sehr bald wieder schleifen. Zu wichtig sind die eigenen, persönlichen Aufgaben und zu gewaltig die Probleme, so ein riesiges Haus für Gott wieder zu errichten. Nach der ersten Euphorie kommen Rückschläge, Enttäuschungen und Entmutigung vor dieser großen Aufgabe der Tempelerrichtung. Man wandte sich „wichtigeren“ Dingen zu.

Aber der Perserkönig möchte, dass der Tempel wieder aufgebaut wird. Er schickt zwei Beamte, Ezra und Nehemia. Zu wichtig ist ihm die geographische Lage Israels am Mittelmeer zwischen den Großmächten. Israel könnte militärisch als das Einfallstor oder eine Art Passage-Möglichkeit nach Ägypten gelten. Der Jerusalemer Tempel aber war mit seinem Opferkult, den enormen Mengen an Schlachtopfern jeden Tag, auch eine riesige Wechselstube verschiedenster Währungen von den Völkern des Mittelmeerraumes, in denen ja auch Juden lebten, die dann ab und zu zu den großen Festen nach Jerusalem zogen und dort opferten. Der Tempel war in gewisser Weise eine Art Bank. All das möchte der Perserkönig auch aus politischen Gründen belebt und intakt sehen.

Haggai aber hat ganz andere Gründe, um den Bau voranzutreiben. „Die Propheten Haggai und Sacharja entfachten die Kräfte neu und drängten den Statthalter Serubbabel und den Hohepriester Jeschua, die Arbeiten am Tempel wieder aufzunehmen, was im September 520 geschah, 1, 15, vgl.

Esra 5,1. ... Der Tempelbau wird als die Bedingung für das Kommen Jahwes und die Errichtung seines Reiches dargestellt; die Zeit des eschatologischen Heils bricht an. So kristallisiert sich um das Heiligtum und den Nachkommen Davids die messianische Hoffnung, die dann Sacharja deutlicher aussprechen wird.“ (Neue Jerusalem Bibel, Einheitsübersetzung mit dem Kommentar der Jerusalem Bibel. Neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe. Deutsch herausgegeben von Alfons Deissler und Anton Vögtle in Verbindung mit M. Nützel, Leipzig 1985, S. 1029.)

Offenbar wollte Haggai sehr ernsthaft mahnen, dass man das Leben nicht von Gott trennen und ihn nicht aus dem Blick verlieren darf. Alles, was wir hier auf dieser Welt haben, ist nur geliehen. Es hat nicht den Wert, den viele Menschen ihm oft beimessen. Wir besitzen es, aber es kommt von Gott. Wir können nichts festhalten, weder Besitz, Erfolg, gute Geschäfte, noch andere Dinge. Eventuell merkt man das gar nicht mehr oder vergisst es auch im Laufe des Lebens. Haggai aber sieht aus seiner Perspektive: Das Wichtigste für sein Volk, „für uns alle“ fehlt. Unser Herz ist gar nicht wirklich am Schlagen, weil das Zentrum, um das sich das Leben drehen sollte, nicht da ist. Gott wird nicht verehrt. Aber er schenkt doch das Leben. Wir aber tun so, als würden *wir* alles in der Hand haben und beherrschen – aber das, was uns wirklich Leben schenkt, vergessen wir und lassen es unbeachtet außen vor.

Haggai möchte, dass Gott in Jerusalem im Tempel wieder seinen Platz einnimmt, ansprechbar wird, verehrt werden kann – von seinem ganzen Volk, so wie es von alters her war. Haggai denkt: Nur so kann die Heilszeit kommen, das Reich Gottes, nach dem er sich sehnt – nach all der Fremdherrschaft, die ja im Grunde auch unter den Persern präsent ist. Wenn aber Gottes Segen wieder auf dem Land liegt, werden die Ernten gedeihen, Essen und Trinken werden schmecken und satt machen und das Geld wird sich im Beutel vermehren. Das Leben wird gesegnet sein. In der Rückbesinnung auf den, der es gegeben hat und der es begleitet und am En-

de in Ehren wieder annimmt – wenn alles gut läuft.

Haggai sagt: Das Leben will gelebt werden – aber nicht ohne Gott. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge, sagt Paulus im Römerbrief, Kapitel 11, Vers 36. Und deshalb können sie säen und angemessen ernten, trinken und essen und satt werden und Geld verdienen und es verliert sich nicht in irgendwelchen Löchern, sondern alles das wird ein Segen. Weil es dann wieder mit dem verbunden sein wird, von dem es ursprünglich kommt.

Zur Zeit Jesu wird der Tempelkult stark unter Kritik stehen und neue Ideen zum Reich Gottes werden entstehen. Wenn er dann im Jahre 70 von den Römern zerstört werden wird, wird der Tempelkult für immer vorbei sein und die Verehrung Gottes wird auf ganz andere Weise weitergehen. Das rabbinische Judentum entsteht und das Christentum ... beide ohne Tempel.

Wie aber ist es mit uns? Die Frage nach uns selbst ist unangemessen, wenn Gott im Blick ist. Trotzdem sollte hin und wieder darüber nachgedacht werden: Ist der Raum, den Gott bei mir selbst einnimmt, im alltäglichen Leben „verankert“, im Essen und Trinken usw.? Werde ich wirklich satt? Welche Gründe sehe ich dafür, wenn das nicht so ist? Ist mein Raum für Gott offen für andere, um eine Gemeinschaft zu bilden – wie im Tempel, wenn die Menschen als Gemeinde Gottes zusammenkommen?

Im Christentum werden durch die Religion hohe Ansprüche gestellt. Wenn wir aber auf Jesus sehen, dann kann es so sein, dass wir erkennen, wie er bei allen Menschen, die er traf, auf die Suche nach ihrer Menschlichkeit gegangen ist. Und das nicht dogmatisch und starr, sondern einfach mitten im Leben. Vielleicht entdecken wir in anderen oder in uns einen Adler, wo wir gar keinen erwartet haben? Eine kleine Geschichte von Anthony de Mello beschreibt ein Sehen mit Geduld...

Wer den Adler im Ei erkennt
Ein Schriftsteller kam ins Kloster, um ein
Buch über den Meister zu schreiben.

„Die Leute sagen, Ihr seid ein Genie. Stimmt das?“, fragte er.

„Das könnte man wohl sagen“, antwortete der Meister nicht gerade bescheiden.

„Und was macht einen zum Genie?“ – „Die Fähigkeit, zu erkennen.“ – „Was erkennen?“

„Den Schmetterling in einer Raupe, den Adler in einem Ei, den Heiligen in einem selbstsüchtigen Menschenwesen.“

(Anthony de Mello, 365 Geschichten, die gut tun. Weisheit für jeden Tag, herausgegeben von Jorg Lix, Freiburg i. Breisgau 2001 / 2006, S. 124.)

Auch wenn der Tempel aus den verschiedensten Gründen wieder aufgebaut wurde und schließlich auch das Volk wieder vereinte um Gott, hatte Haggai sicher mit den unterschiedlichsten Menschen zu tun – und mit sich selbst...

Dorothea Pape, Kiel, dp-pi@web.de

Gedanken zum Monatsspruch im Oktober 2021

„Lasst uns aufeinander achthaben und einander anspornen zur Liebe und zu guten Werken.“ (Hebräer 10, 24)

von Onno Hofmann

Ich bin in der „Großstadt“ Frankfurt am Main aufgewachsen und was ich an Städten generell schätze, ist die Anonymität. Viele Menschen finden genau das furchtbar, aber dass ich das Gefühl haben kann, zu tun und lassen, was ich will, ohne von Benachbarten beobachtet oder verurteilt zu werden, schätze ich enorm. Natürlich klingt es ein wenig nach einem ausgereizten Stereotyp, aber dennoch kann ein geringeres Maß an sozialer Kontrolle im urbanen Raum im Vergleich zu dörflichen Kontexten nicht geleugnet werden. Auch im Dorf kann man für sich sein, aber dies hat wahrscheinlich mehr Auswirkungen auf den Alltag. Für mich sein hat in diesem Sinne mit Freiheit und Selbstverantwortlichkeit zu tun. Aus meinem gedanklichen Kontext und auch meiner frankfurterischen Prägung heraus klingt das „aufeinander achthaben“ des Bibelverses für mich wie das Schild „Vorsicht, wachsamer Nachbar“ oder das Motto von Helikoptereltern. Gerade als Kind wird

enorm auf einen achtgegeben, aber es braucht ein gewisses Maß an Freiheit, um eigene Erfahrungen zu machen und sich zu entwickeln. Und vor allem will man auch nicht immer zu guten Werken angespornt werden.

Gute Werke haben seit Luthers Rechtfertigungstheologie ebenfalls theologisch an Wichtigkeit verloren. So kommt uns doch die Liebe Gottes zu, ohne dass wir dafür gute Werke tun müssen – allein aus Gnade. Gute Werke sind also nicht heilsrelevant, würde man theologisch sagen. Auf die Frage: „Also muss man sich nach Luther gar nicht mehr gut verhalten?“ habe ich immer gerne damit geantwortet, dass sich diese Frage gar nicht stellt, wenn aus dem Geliebtsein Gottes die



Liebe wächst und eine Liebe zu den Menschen wird, die automatisch in gute Werke mündet – aus Liebe zu den Nächsten quasi. Deswegen ist für mich hier die Reihenfolge im Monatsspruch wichtig: Lasst uns anspornen zur Liebe und zu guten Werken.

Für mich sind diese beiden Punkte untrennbar. So sind doch auch Wohltätigkeiten, die ohne Liebe und Respekt vor dem Menschen geschehen, als „gute Werke“ infrage zu stellen. Nicht aus der Liebe oder dem Vorteil für sich selbst, sondern aus der Liebe „zum Menschen“ oder anders formuliert: zum Nächsten.

Mein Anspruch ist – wie bei Luther und übrigens auch bei Kant –, dass gute Werke *aus mir selbst* kommen und weder aus Pflicht, durch Ansporn anderer oder mit dem Ziel, etwas zu erreichen, wie z.B. das Himmelreich.

Luther würde vielleicht sagen, dass die guten Werke aus dem rechten Glauben kommen, der dir letztendlich aber als Werk Gottes geschenkt ist.

Der Vers im Hebräerbrieff steht tatsächlich im Kontext des Glaubens und weniger der Werke oder der Ethik. Die urchristliche Gemeinde, über die nicht allzu viel historisch bekannt ist, entstammt der zweiten Generation der Urchristen und musste sich gegen viele die Gemeinschaft und den Glauben anfechtende Einflüsse aus der Gesellschaft behaupten. Sie wurden theologisch angefragt und vielen Gemeindegliedern fiel es schwer, die Botschaft von Jesus Christus, den sie als zweite Generation ja nur vom Hörensagen und Schriftstücken, aber nicht „persönlich“ kannten, zu verinnerlichen und zu leben. In diese Situation hinein erinnert der Monatsvers daran, dass die Gemeinschaft auch den Glauben stärken kann und es sich immer um einen individuellen Glauben handelt, der sich im Kollektiv vollzieht. Letztlich ist der Aufruf zum Ermahnen nicht unbedingt auf „richtiges Handeln“ bezogen, wie es eine erste Assoziation vermuten lässt. Sondern der vorangehende Vers verrät, auf wen hingedeutet wird: *„Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat.“* Auch hier zeigt sich, dass die guten Werke untrennbar mit dem einen verbunden sind, an den geglaubt und auf den vertraut werden soll. Keine Liebe ohne Gemeinschaft, keine

guten Werke ohne rechten Glauben und keine Hoffnung ohne Jesus Christus.

Was kann uns der Spruch heute sagen?

In Coronazeiten bekommt der Spruch für mich wieder eine neue Konnotation. Mittlerweile bin ich Student, 25 Jahre alt, und habe in ein paar mehr Großstädten gelebt: Nach Frankfurt kam Bangkok, dann Hamburg, dann Kyoto und dann Berlin. Hier bin ich nun gelandet und lebe in meiner mir lieben anonymen Großstadt in der Coronakrise, in der wir plötzlich als Gesellschaft und Gemeinschaft zusammenhalten müssen. Man hätte auch oft sagen können: Ja, lasst uns alle gegenseitig aufeinander achthaben, dass die Coronaregeln auch schön eingehalten werden, und uns gegenseitig in Liebe und Nachdrücklichkeit anspornen, gute Werke zu tun, wie die Sozialkontakte zu reduzieren. Ja, vielleicht brauchen wir auch da einen gemeinsamen Ansporn. Denn die Gesellschaft und Welt lebt nicht in verschiedenen Universen und Milieus, sondern gerade in Verantwortung füreinander. Anspornen hat auch etwas Positives als ermahnen. Wenn ich ansporne, dann meistens eher in der ersten Person Plural wie im Monatsspruch. „Lasst uns“ – das heißt für mich: Ich bin nicht besser als du, du nicht besser als ich, aber wir haben ein gemeinsames Ziel, welches wir gemeinsam erreichen wollen und können. In der gegenseitigen Unterstützung und Ansporn in einer Liebe, die manchmal nicht nur auf den direkten Nächsten wie den Nachbarn bezogen werden muss, sondern auch kollektiv.

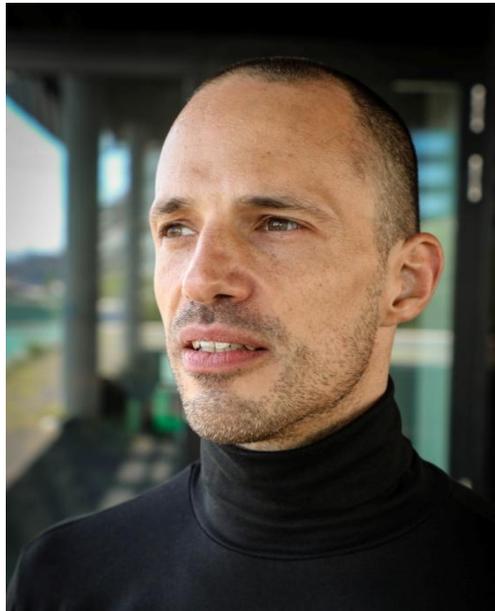
Diese Verbundenheit mit mir fremden Menschen habe ich in der Coronakrise neu entdeckt. Gleichzeitig hat es ein neues Licht auf die großstädtische Anonymität und das Nebeneinanderherleben geworfen. Denn Gemeinschaftsgefühl ist nicht nur eine Hoffnungsrichtung, sondern in gewissen Situationen notwendig und in Verantwortung geboten. Deshalb lasst uns in diesen Zeiten aufeinander achthaben und einander anspornen zur Liebe und zu guten Werken.

Gedanken zum Monatspruch im November 2021
„Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe Gottes und auf das
Warten auf Christus.“ (2. Thessalonicher 3, 5)
von Oliver Haupt

Ein starkes Wort! „Der Herr richte eure Herzen aus“. Es ist ein Segen, der mich unter einen Anspruch stellt, der nach mir greift und mich nicht lässt wie ich bin. „Herz“ – da geht etwas aufs Ganze. Typisch Paulus, der selber erfahren hatte, wie Christus ihn unbedingt und kompromisslos ergriffen hatte (vgl. Apg 9), und der sich seitdem beständig im festen Griff Jesu Christi erlebt und darin die Festigkeit findet für alles, was das Leben so mit sich bringt. Paulus gibt sich nicht mit Teillösungen zufrieden. Nein, wenn es um den Glauben an Christus geht, dann muss es schon direkt um das Herz gehen, nach biblischer Vorstellung der Sitz des Willens und Strebens, der Überzeugungen und Entscheidungen. Noch heute sagen wir ja: „Das liegt mir am Herzen“, um auszudrücken, dass etwas uns sehr wichtig ist, und zwar nicht nur wichtig im Sinne von dringend und zwingend, sondern weil wir uns auf einer persönlichen Ebene von diesem Anliegen berührt fühlen, weil wir als Person diesem Anliegen irgendwie nahe sind, es uns nicht kalt lässt und wir es nicht links liegen lassen können; „Es liegt mir am Herzen ...“. Das Herz ist der metaphorische Kern oder auch Kristallisationspunkt unserer Persönlichkeit.

Und dieses Herz bzw. die Herzen all der Christen, an die Paulus schreibt, soll nun ausgerichtet werden. Die Person und Persönlichkeit eines Menschen, der an Jesus gläubig ist, soll ergriffen werden, in An-

spruch genommen für ihren Herrn, soll eine bestimmte Orientierung erhalten. Schon das ist für uns heutige Leser bemerkenswert, denn in unserer Kultur sind wir gewohnt, Herzensanliegen als zutiefst persönliche Privatsphäre zu bewerten. Wir nehmen uns so gut wie nie heraus, einem anderen zu sagen: „Möge dein Herzensanliegen in Zukunft in dieser-und-jener Richtung liegen!“ Oder können wir beurteilen, was einem anderen Menschen am Herzen liegen sollte? Das könnte der Angesprochene leicht als geradezu überheblich empfinden. Ist es nicht in so hohem Maße persönlich und eigen, was einem Menschen am Herzen liegt, dass er da jeweils nur selber drauf kommen kann und darf? Ist nicht ein „importiertes“, auf Zuruf übernommenes Herzensanliegen eben



dadurch schon gar kein

echtes Herzensanliegen mehr?

„Der Herr richte eure Herzen aus“ – das ist etwas ganz anderes als etwa der uns aus vielen modernen Geschichten vertraute Grundsatz „Folge deinem Herzen“. Den kennen wir. Er setzt voraus, dass das Herz des Menschen, der Kern seiner Person, der letztgültige Maßstab ist. Aber laut der Bibel ist nicht das Herz der Wegweiser für die Person, sondern das Herz scheint seinerseits einen Wegweiser zu brauchen bzw. es muss geeicht werden, ausgerichtet, um dann in die richtige Richtung zu weisen und so das Handeln der Person gut und richtig anzuleiten. Nicht aus dem ureigsten Innersten wird also die Richtung des

Lebens gewonnen, sondern das eigene Innerste gewinnt selber erst die Richtung an etwas, das dem Menschen von außen zukommt, das nach ihm greift und ihn ausrichtet.

Auf worauf soll eigentlich laut Paulus unser aller Herz ausgerichtet werden? Auf „die Liebe Gottes“ und auf „das Harren des Christus“. Bibel-Kommentatoren betonen, dass die Formulierungen im Griechischen beides bedeuten können: Liebe von Gott (zu uns) oder (unsere) Liebe zu Gott; Das vorbildhafte Harren Christi (angesichts seines Leidensweges) oder (unser) Harren auf Christus (den Wiederkommenden). Im Deutschen kommt diese syntaktische Flexibilität vielleicht besser zum Ausdruck in Komposita: also „Gottesliebe“ und „Christusharren“:

„Der Herr richte eure Herzen aus auf die Gottesliebe und das Christusharren“. Theologisch ist es auf jeden Fall nicht überzogen, diese Liebe und dieses Harren wechselseitig aufzufassen: Durch Gottes Liebe zu uns wird unsere Liebe zu ihm entfacht, und durch Christi Ausharren für uns wird

er unsere Hoffnung und unser Trost, der uns ausharren und auf ihn warten lässt in Zuversicht.

Liebe und Beharren sind dadurch ausgezeichnet, dass der Mensch von sich selber absehen und seine eigene Persönlichkeit sehr tiefgreifend auf etwas anderes beziehen muss bzw. auf jemand anderen. Wo es um Liebe und wo es ums Harren geht, da erlebt sich der Mensch in Bezug zu, vielleicht sogar in Angewiesenheit auf etwas, das außerhalb seiner selbst liegt, auch außerhalb seiner Kontrolle. Er muss sich selbst ausliefern und anvertrauen, um sich im Lichte des Anderen neu zu erkennen und wiederzugewinnen.

Auf Liebe und Beharren ausgerichtet, ergriffen von Christus, gepackt von Gott – so sieht Paulus vor seinem inneren Glaubens-Auge die Herzenshaltung der Christen. Und das spricht er den Lesern seines Briefes zu. Ein Anspruch an unser Selbstbild und ein Zuspruch von Gottes Wirken an uns. Ein kraftvoller Segen, der das Herz ergreift und verändert.

* * *

„Schriftgemäß“ ist eine Lektüre und Auslegung der Bibel, die der „Schrift“ selbst gemäß ist, indem sie wahr nimmt, dass es in der Bibel oft mehr als nur eine Antwort auf die Fragen von Leben und Glauben gibt und dass die nicht selten bis zu Widersprüchen reichende Vielfalt dieser Antworten im Kanon der „Schrift“ nebeneinander, gegeneinander und so miteinander zu stehen kommen.

Jürgen Ebach

Antisemitismus heute
Lesung und Diskussion mit Tuvia Tenenbom am 3. Juli 2021. Ein Bericht
von Hilde Jüngling

Vor einigen Jahren las ich mit Begeisterung und Verwunderung das Buch „Allein unter Juden“ (Suhrkamp Verlag 2016) von Tuvia Tenenbom, in dem er sich unwissend betreffs des Judentums gab, sich Hebräisch und Arabisch sprechend unter Menschen in Israel mischte und vieles erfragte. Er wunderte sich selbst, was es in diesem schönen Land so alles an Menschen und Denkweisen gibt. Als ich die Ankündigung von Lesung und Diskussion mit Tuvia Tenenbom in der Jerusalem-Akademie in Hamburg las, wusste ich, da muss ich hin. Von Rostock aus dem Regionalexpress kein Problem, da auch spätabends noch ein Zug zurückfährt und einige Stunden vorher in Hamburg auch leicht zu füllen sind. Manchmal sogar in guter Gesellschaft. So saß ich am Samstag, den 3. Juli, um 20.00 Uhr, zum ersten Mal in der Jerusalem-Kirche nahe des



U-Bahnhofs Schlump und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Frank Scheerer, der die Veranstaltung mit organisiert hat, begrüßte die Anwesenden. Tuvia Tenenbom wurde von seiner Frau Isi begleitet und übersetzt. Vom Verband der Schriftsteller Hamburg war Margret Silvester vom Vorstand mit einem Grußwort dabei, von Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann gab es einen Gruß aus dem Urlaub. Als Sprecher war Andreas Birnbaum dabei, professioneller Synchronsprecher und Coach sowie Bezirksverordneter der CDU-Eimsbüttel. Er trug aus dem neuen Buch von Tuvia Tenenbom „Allein unter Briten“ aus dem Kapitel ‚Wir sind die Juden los‘ einige Szenen mit viel Bewegung vor. Das Buch begann mit der Geschichte von der

Katze und der Ratte in einer Kirche in Dublin. Die Ratte lief um ihr Leben und direkt in eine Pfeife der Kirchenorgel hinein, die Katze hinterher. Der Rest ist Geschichte. Es ist wie so vieles im Leben, der eine erlebt es, der andere erzählt es und wieder ein anderer schmückt es aus, so dass nichts mehr vom Original zu erkennen war. Der Beginn der Erkundungsreise war Irland, der von vielen so geliebten Insel. Auf der Reise sollte Tuvia eigentlich erforschen, wie es um den Brexit stand. Nordirland akzeptiert den Austritt nicht, aber die

Leute hängen ja mit drin. Tuvia geriet in eine Demonstration gegen den Brexit und sah dann plötzlich sehr viele Palästinaflaggen. Er musste erschreckend feststellen, dass die irische Insel mit beiden Teilen voll von Judenhassern ist. So etwa ging auch seine Reise, sein Buch, weiter.

Die zehn Minuten lange Lesung war spannend, wurde mit viel Ausdruck vorgetragen. Das machte unheimlich Lust auf mehr.

Nach dieser Lesung wurde dann der Hauptakteur des Abends, Tuvia Tenenbom, um das Wort gebeten. Er begann natürlich auf Englisch, bis die Zwischenfrage kam, ob denn alle in der Kirche Englisch verstünden, oder ob eine Übersetzung nötig wäre. Nun, einige meldeten sich und ich war froh drum, denn auf Englisch verstehe ich auch nicht alles. Und es ging ja ums Verstehen! Es ging um den nicht nur in Großbritannien um sich greifenden Antisemitismus. Eigentlich fuhr Tuvia ja ins Vereinigte Königreich, um das Theater zu erleben. Was er erlebte, war Theater ganz anderer Art. Auch über den gerade bevor-

stehenden Brexit wollte niemand offen reden, obwohl doch das Thema gerade aktuell war. Was er überall sah, waren Palästinaflaggen, wovon er hörte, war die Liebe zu den Palästinensern. So fragte er eines Tages einige Jugendliche, seit wann sie Palästina lieben. Er musste zur Kenntnis nehmen, dass sie es taten, seit sie 14 oder 16 Jahre alt waren – ohne inhaltliche Begründung. Nur wegen der Juden. Wahrscheinlich, so nehme ich an, kennen diese Jugendliche ebenso wie andere, die glühende Palästinaliebhaber sind, weder einen Palästinenser noch einen Juden, denn Tuvia gibt sich in seinen Gesprächen nicht zu erkennen. Er ermittelt und erkundet wie immer unter einem Decknamen, einer anderen Identität. Die Iren, die Schotten, die Engländer wissen nicht, wer sie da auf Korn nimmt, beziehungsweise wer sie geschickt ausfragt. Sie nehmen nicht wahr, wer seinen Interviews ausweicht, sich mit allgemeinen Beschreibungen ihrer Nation, seien es Iren



oder Schotten, zufrieden gibt, und wer ganz pauschal die Juden verurteilt. Das geht bis zu dem Satz hin, dass ‚Hitler ja leider keine ganze Arbeit getan hätte.‘ Es schüttelte mich beim Vortrag und dem anschließenden Gespräch ebenso wie beim Lesen des Buches, dass ich mir natürlich gekauft und habe signieren lassen und das ich schon bei der Heimfahrt im Zug begonnen habe zu lesen. Und so drehte sich das Gespräch immer wieder um den Antisemitismus unter den Briten, der ständig zunimmt, obwohl die Zahl der dort lebenden Juden gering ist. Das Leben der Juden dort ist von Angst geprägt. Sie schweigen lieber, als sich öffentlich mit ihrer Meinung darzustellen. So geht es den ganzen Abend lang und auch zuhause beim Lesen des Buches weiter um das mir unerklärli-

che Phänomen des Judenhasses sowie um die Liebe zu Palästina unter den Briten. Wobei zu bemerken ist, dass es ja oft auch in Deutschland nicht so viel zum Besseren steht für die Juden.

Hängt wirklich alles an der von den alten Kirchen propagierten Geschichte der ‚Christusmörder‘? Die glaubt zwar keiner mehr unter den aufgeklärten Menschen, aber sie wird gern zur Hand genommen bei negativen Ereignissen, egal ob bei der Finanzkrise oder Corona-Pandemie. Wer hat Schuld? Natürlich für gewisse Leute „die Juden“. Obwohl wir scheinbar im bestinformierten Zeitalter leben, macht sich kaum einer die Mühe, Gehörtes zu überprüfen, zu hinterfragen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Es ist ja so einfach, nachzuplappern, was viele – vor allem laut – sagen.

Und das ist nun das Besondere an den Recherchen von Tuvia Tenenbom. Er hinterfragt den Judenhass ebenso wie die ihm und wohl auch

uns unerklärliche Liebe zu Palästina. Er hinterfragt es bei den Lokalpolitikern ebenso wie bei Vertretern der Kirchen oder Synagogen und bei allen Menschen, die ihm auf seiner Reise begegnen und mit denen er ins Gespräch kommt. In der anschließenden Diskussion schwirren Fragen auf Englisch durch die Jerusalem-Kirche. Tuvia beantwortet sie und seine Frau Isi übersetzt in etwas gekürzter Form ins Deutsche. Vielleicht ist es dieser alte polnische Witz, der einiges erklärt: In einer – vornehmlich – katholischen Kirche wird ein Mann gefragt, ob er sich vorstellen könne, dass Jesus Jude sei. Worauf er antwortete: Jesus ja, aber seine Mutter nicht. Lachen in der Kirche und doch ist es traurig und belegt wieder einmal, dass wir Menschen uns nur sehr schwer von den

seit langer Zeit vorgeprägten Gedanken lösen können. Sie sind uns quasi mit der Muttermilch eingetrichtert. Lesung und Gespräch mit Tuvia Tenenbom helfen uns,

die wir den jüdischen Messias Jesus lieben, mit Vorurteilen aufzuräumen und uns ins Gespräch einzumischen, wenn in unserer Gegenwart antisemitische Sätze fallen.

* * *

Aus dem Programm der Jerusalem-Akademie

„Haschiwenu: Bringe uns zurück“ – eine Reise zu den Traditionen des Chorgesangs in den deutschen Synagogen“

Mit seinem Projekt „Haschiwenu: Bringe uns zurück“ – eine Reise zu den Traditionen des Chorgesangs in den deutschen Synagogen“ möchte der Deutsche Kammerchor dem Publikum im Rahmen des Festjahres 1700 Jahre an verschiedenen Orten die Möglichkeit eröffnen, einen möglichst umfassenden Eindruck der unterschiedlichen musikalischen Strömungen und Traditionen des synagogalen Chorgesangs zu gewinnen.

Die Entwicklung hin zur Tradition einer „deutsch-jüdischen Musik“, die ihre Verortung im Synagogalgottesdienst hatte, entstand erst durch den Einfluss der jüdischen Aufklärungsbewegung Haskala und wurde nach ihrer ersten Blütezeit schon beinahe wieder vernichtet. Das Attribut „deutsch“ soll in diesem Zusammenhang den Kulturkreis, in dem die deutsche Sprache seinerzeit gebraucht wurde, beschreiben.

Diese Reformbestrebungen des frühen 19. Jahrhunderts beeinflussten nicht nur den liturgischen Ablauf des Gottesdienstes, sondern wirkten sich mit der Integration von Orgel, Chor und Predigtkanzel als neuen Elementen auch auf das Synagogengebäude aus. Nachdem die neuen Ideen in Berlin und anderen Städten Einzug gehal-



ten hatten, entstand als neues architektonisches Konzept: die so genannte „Orgelsynagoge“. Die musikalisch durchkomponierte Liturgie korrespondierte mit der neuen „Komposition“ des Synagogenraumes und mit ihr blühte die Tradition des mehrstimmigen Chorgesanges mit Begleitung der Orgel auf. Die Kantoren began-

nen, für den Synagogengottesdienst Musik für Vorbeter, Chor und Orgel zu komponieren und diese Kompositionen, die sich im Stil der klassisch-romantischen Kunstmusik und der evangelischen Kirchenmusik der Zeit

annäherten, zu veröffentlichen.

Jede große Stadt in Deutschland hatte damals ihren eigenen Komponisten für ihre Synagoge. Dadurch entstand eine eigene Klanglandschaft zu jeder Gemeinde. Der Deutsche Kammerchor hat ein Programm zusammengestellt, das die verschiedenen Traditionen aus den jüdischen Gemeinden in Deutschland zeigt – und damit die Komponisten wieder zurück in ihre Städte bringt.

In Berlin war Louis Lewandowski federführend für diese Entwicklung. Er verfügte bereits bei der Einweihung der Neuen Synagoge 1866 über eine Orgel und entwickelte eine neue Liturgie mit Orgelbegleitung für den Synagogalgottesdienst. Damit gilt Lewandowski als Erneuerer der jüdischen Sakralmusik. Mit der Einführung des

Chores wollte er den „ungeordneten Gemeindegang“, in dem jeder Beter sein eigenes Tempo mit eigenen Melodien sang, in eine geordnete Struktur bringen und die Gemeinde zum Mitsingen mit dem Chor animieren. Die Orgel sollte dieses Vorhaben unterstützen.

Nach seiner Pensionierung übernahm Albert Kellermann (1863-1927) die Position als Chorleiter an der Neuen Synagoge, seine Werke erfreuten sich zu seinen Lebzeiten großer Beliebtheit.

In Frankfurt dirigierte Israel Maier Japhet (1818-1892) ab 1852 den Chor der orthodoxen Gemeinde. Er war der Überzeugung, dass der mehrstimmige Chorgesang die Gebetsgottesdienste beleben würde, und veröffentlichte mehr als 100 Gesänge in seiner Sammlung „Schire Jeschurun“.

Auch Fabian Ogutsch (1845-1922), der seit 1885 in Frankfurt wirkte, dokumentierte die dortige Tradition in seinem wichtigen Sammelwerk „Der Frankfurter Kantor“.

In München verdanken wir es vor allem dem Kantor Maier Kohn (1802-1875), dass es durch ihn und das Engagement des Synagogenchor-Komitees 1839 zur Veröffentlichung der „Münchener Gesänge“ kam, der ersten modernen Sammlung von Synagogengesängen. Die Weiterentwicklung ab der Jahrhundertmitte ist mit den Namen Max Löwenstamm (1814-1881) verbunden. Er wurde noch in Wien bei Sulzer ausgebildet und wirkte ab 1847 in München. Seine Sammlung von Synagogen-Gesängen „Semiroth le-el chaj“ sieht bereits die Orgel als Begleitinstrument vor. Sein Nachfolger Emanuel Kirschner (1857-1938) war neben seiner Kompositionstätigkeit und seinem Wirken als Kantor Professor für Sologesang an der königlichen Musikakademie zu München. Zwischen 1897 und 1926 erschien sein wichtigstes Werk, die vier Bände seiner Synagogen-Gesängen „Tehillot le-El Elyon“.

Eine interessante Entwicklung ist in Hamburg zu beobachten, wo Moritz Henle (1850-1925) nach seiner Berufung an den Hamburger Tempel 1879 einen neuen gemischten Chor gründete. Nachdem 30 Jahre zuvor eine sephardische Sprachreform

durchgeführt worden war, führte er die aschkenasische Aussprache im Gottesdienst wieder ein. Sein Nachfolger Leon Kornitzer (1875-1947) war Herausgeber der 1933 erschienenen Sammlung „Jüdischen Klänge“ und der Monatszeitschrift „Der jüdische Kantor“.

Chaim Hugo Adler (1894-1955) lernte als junger Mann die Hamburger Tradition kennen. Nach seinem Studium in Köln wirkte er ab 1921 bis zu seiner Emigration als Kantor in Mannheim, u.a. auch als Dirigent mehrerer Chöre. Neben diesen Tätigkeiten studierte er in Mannheim Komposition bei Ernst Toch. Eine ganze Reihe seiner Werke wurde in Mannheim uraufgeführt und später auch im Rahmen des Jüdischen Kulturbundes gespielt.

Mit seiner Reise durch das jüdische Festtagsjahr, auf der die örtlichen Besonderheiten der verschiedenen geographischen Zentren Deutschlands zu Gehör kommen, möchte der Deutsche Kammerchor einen möglichst vielfältigen Eindruck dieses kulturellen Erbes ermöglichen. Durch die sachkundige und professionelle Unterstützung durch die Kantoren Amnon Seelig (Mannheim) und Assaf Levitin (Berlin) werden die Programmpunkte gleichermaßen zu einem lebendigen Zeugnis der Glaubenszuversicht ihrer Schöpfer als auch zum Symbol der Hoffnung der Zuhörer von heute. Und dies nicht exklusiv für die jüdischen Gemeinden, sondern für die Öffentlichkeit, da diese synagogale Musik Teil des Kulturerbes jeder Stadt ist.

Termin: 13. September, 19.30 Uhr



JÜDISCHES LEBEN IN DEUTSCHLAND

Das Konzert wird finanziell unterstützt durch #2021JLID – Jüdisches Leben in

Deutschland e.V. aus Mitteln des Bundesministeriums des Innern.

* * *

Martin Buber-Lektürekreis

Das dialogische Prinzip Martin Bubers ist kein abstraktes Konzept, sondern bezieht sich auf die menschliche Grundexistenz und somit auf das Leben eines jeden Einzelnen. Dabei sind Begegnung, Verantwortung, Gegenwart sowie Anerkennung des Anderen zentrale Begriffe. Zeit seines Lebens wurde Buber wiederholt für den Friedens- und den Literaturnobelpreis nominiert; im Jahr 1953 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Heute, mehr als 50 Jahre nach seinem Tod, haben seine Gedanken nicht an Aktualität verloren. Sein Wirken reicht in die Bereiche Philosophie, Pädagogik, Theologie, Politik und Psychotherapie.

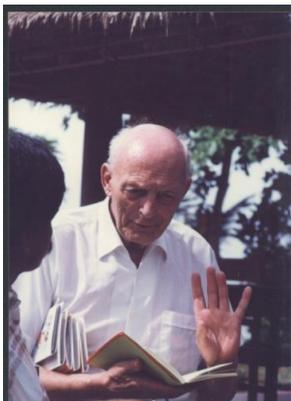
In diesem Lektürekreis, der sich einmal pro Monat trifft, werden seine Texte gemeinsam gelesen und besprochen. Diese Veranstaltung wird als Videokonferenz durchgeführt. Wenn Sie daran teilnehmen möchten, dann melden Sie sich bitte unter: HHBuberLesekreis@gmail.com

* * *

Reinhard von Kirchbach-Lektürekreis

In einem Lektürekreis, der sich einmal pro Monat trifft, werden die Schriften von Reinhard von Kirchbach (1913-1998) gemeinsam gelesen und besprochen.

Von Kirchbach hat dem interreligiösen Dialog weitreichende Impulse gegeben. In



oft wochenlangem Zusammenleben mit Andersgläubigen hat er von und mit ihnen gelernt.

Als Christ und Theologe hat er dabei in der Stille seines Betens auf die Botschaften der anderen Reli-

gionen gehört. Seine Erfahrungen und innersten Einsichten hat er Tag für Tag notiert.

Dieser Lektürekreis trifft sich einmal pro Monat. Diese Veranstaltung wird als Telefonkonferenz durchgeführt. Wenn Sie daran teilnehmen möchten, dann wenden Sie sich bitte an das Gemeindebüro unter:

buero@jerusalem-kirche.de

Tel.: 040 / 202 28 136

* * *

*Dialog heißt,
sich mit dem Herzen
und mit dem Grund der innersten
Erfahrungen aufzutun,
um sie zu dem Nächsten hin
auszuströmen.*

*Dialog heißt,
die Lebensströmung des Nächsten
als ganze aufzunehmen.
Diese sich begegnenden Strömungen
bringen eine neue Dimension
mit sich.*

*Wir ziehen in eine Landschaft
voll neuen Wachstums ein.*

*Aus ihr entstehen Worte,
die die Atmosphäre verändern.*

Reinhard von Kirchbach

* * *

Veranstaltungskalender der Jerusalem-Gemeinde
von September bis November 2021

Gottesdienst
Sonntag, 10.00 Uhr

- 05.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
mit Heiligem Abendmahl
- 12.09. Pastorin Dorothea Pape
- 19.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 26.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 03.10. **Erntedankfest**
 Pastorin Dr. Gabriele Lademann-
 Priemer
mit Heiligem Abendmahl
- 10.10. Pastorin Dorothea Pape
- 17.10. Pastor Oliver Haupt
- 24.10. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 31.10. **Reformationstag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 07.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
mit Heiligem Abendmahl
- 14.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 17.11. **Buß- und Betttag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 21.11. **Ewigkeitssonntag**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
- 28.11. **Erster Advent**
 Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann

Bibelstunde
Donnerstag, 19.00 Uhr

- 02.09. statt der Bibelstunde: Konzert des Jü-
 dischen Kammerorchesters Hamburg
- 09.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 16.09. Pastorin Dorothea Pape
 Thema: Jesaja
- 23.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 30.09. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 07.10. Pastor Oliver Haupt
 Thema: Jesaja
- 14.10. Pastor Oliver Haupt
 Thema: Jesaja
- 21.10. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 28.10. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 04.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 11.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 18.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja
- 25.11. Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann
 Thema: Jesaja

**Kinderbetreuung an jedem ersten Sonntag im Monat, außer in den Ferien,
 durch Frau Monika Sauter. Änderungen behalten wir uns vor.**

Wissenswertes aus der Geschichte von „Jerusalem“

Die Gemeinde ist eine Gründung der Irisch-Presbyterianischen Kirche, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Pastor nach Hamburg mit dem Auftrag entsandte, auswanderungswilligen, Not leidenden Juden materiell und geistlich zu helfen. Die erste Jerusalem-Kirche befand sich in der Königstraße (jetzt Poststr. / Nähe Hohe Bleichen).

Nachhaltig prägte der getaufte ungarische Jude Dr. h.c. Arnold Frank, ab 1884 Pastor der Jerusalem-Gemeinde, das Gemeindeleben. Er gründete ein Missionshaus in der Eimsbütteler Straße (heute Budapester Str.), in dem jüdische Männer auf ihrem Weg nach Übersee Unterkunft, Arbeit und Bibelunterricht erhielten. Das Mitteilungsblatt „Zions Freund“ erreichte weit über Deutschlands Grenzen hinaus viele Leserinnen und Leser. Dr. Frank ließ 1911-13 die heutige Jerusalem-Kirche (Schäferkampsallee) samt Diakonissenhaus und evangelischem Krankenhaus (Moorkamp) bauen – in der Folgezeit ein Sammelpunkt für zum Christentum konvertierte Juden. Das Krankenhaus, zunächst mit 46 Betten, 1929 mit einer Konzession für 123 Betten ausgestattet, hatte immer wieder auch jüdische Ärzte und Patienten.

Unter dem Naziregime wurde 1939 – nach der Flucht Dr. Franks nach Irland im Jahr zuvor – die Kirche geschlossen und 1942 durch Brandbomben zerstört. Das „arisierte“ Krankenhaus hieß nunmehr „Krankenhaus am Moorkamp“ und stand zeitweilig unter Schweizer Leitung. Nach dem Krieg brachten die Pastoren Weber (1939-1973), Pawlitzki (1974-1993) und Dr. Bergler (1993-2005) das Werk zu neuer Blüte, erwarben u.a. Kinder- und Jugendheime in Bad Bevensen, Erbstorf und Lüderitz hinzu, errichteten ein Schwesternwohnheim und modernisierten das Krankenhaus.

Die Jerusalem-Kirche heute:

Seit 1962 gehört die Jerusalem-Gemeinde zur Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate, jetzt Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), mit dem besonderen Auftrag „Dienst an Israel“. Sie versteht sich als ein Ort christlich-jüdischer Begegnungen und des Wissens um die Verbundenheit der Kirche mit dem Judentum. Der Auftrag des „Dienstes an Israel“ wird in Form von Vorträgen, Workshops, Studientagen und Publikationen wahrgenommen.

„Jerusalem“ ist eine Personalgemeinde ohne Pfarrbezirk. Jede evangelische Christin und jeder evangelischer Christ – ob inner- oder außerhalb Hamburgs wohnend – kann auf Antrag Mitglied werden, wenn sie bzw. er den jüdisch-christlichen Dialog unterstützt. Der Grundgedanke einer Zusammenarbeit von Menschen verschiedener Konfessionen gilt in der Jerusalem-Gemeinde unverändert. Der Sonntagsgottesdienst (10.00 Uhr) wird per Videotechnik in die Zimmer des Krankenhauses übertragen.

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN – DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC – HASPDEHHXXX

Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Förderverein Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.

Haspa: IBAN – DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC – HASPDEHHXXX



Grafik: Jerusalem-Archiv